

Zitierhinweis

Schönfuß, Florian: review of: Matthew Woodcock / Cian O'Mahony (eds.), *Early Modern Military Identities, 1560–1639. Reality and Representation*, Cambridge: D. S. Brewer, 2019, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* (ZHF), 47 (2020), 4, p. 764-766, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/f505a39b12464d5f98001fa53308c698>



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Problematisch ist auch, dass Faber „der Ideologie des polnischen Adels“ eine weitgehende Kontinuität über Jahrhunderte hinweg sowie eine Singularität in Europa unterstellt. Die Diskursbausteine der untersuchten Quellen werden dabei dem Deutschland-, Italien-, England- und selbst dem Frankreichhistoriker bekannt vorkommen. Sie waren schlicht vielfach dem klassischen Republikanismus entlehnt, mit dem alle Eliten des Kontinents durch ihre Schulbildung vertraut waren. Darum ist es erstaunlich, dass die Monographie dem polnischen Adel einen besonderen Konservatismus attestiert, obwohl bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein europaweit die Idee dominierte, das Neue könne nur schlecht sein.

Beim Lesen der Monographie hat man bisweilen den Eindruck, eine Zeitreise zu unternehmen: in die 1960er und 1970er Jahre, als die Historiographie sozialen Klassen eine Agency zusprach und sie somit wie Menschen behandelte. Das Buch basiert auf einem merkwürdig antiquierten Bild frühneuzeitlicher Gesellschaften im Allgemeinen und Polen-Litauens im Besonderen. Obwohl der Autor die antiadligen Werturteile kritisiert, folgt diese Monographie schließlich eher polemischen Klischees aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als dass sie eine komplexere Erzählung entfaltet.

Damien Tricoire, Trier

Woodcock, Matthew / Cian O'Mahony (Hrsg.), *Early Modern Military Identities, 1560–1639. Reality and Representation*, Woodbridge / Rochester 2019, D. S. Brewer, VI u. 316 S., £ 60,00.

Unter dem Begriff „militärische Identitäten“ widmet sich der vorliegende Sammelband Selbst- und Fremdzuschreibungen frühneuzeitlicher Kriegsteilnehmer, individuell wie kollektiv mit Blick auf bestimmte Sozial- und Standesgruppen. Kulturgeschichtliche Fragestellungen nach Konstruktion und Repräsentation, Wahrnehmung, Diskurs und Perpetuierung von Identität innerhalb „militärischer Rollenbilder“ (2) bestimmen die Stoßrichtung. Dabei wird ausdrücklich auf die in der angelsächsischen Forschung bis heute geführte Debatte um die „Militärische Revolution“ in der Frühen Neuzeit (M. Roberts, G. Parker) rekurriert, die nunmehr um Aspekte des Individuellen sowie insbesondere die zeitgenössische Selbstdarstellung und Fremdwahrnehmung einer sich wandelnden „profession of arms“ (4) erweitert werden soll. Wohl deshalb deckt sich der Betrachtungszeitraum weitgehend mit der Kernphase der „Militärischen Revolution“ (1560–1660), endet jedoch noch vor den Englischen Bürgerkriegen. Entgegen dem unspezifischen Titel konzentriert sich der Band geographisch allein auf England und Irland. Demgegenüber erfolgt durch die Aufnahme literaturwissenschaftlicher Beiträge, die der Darstellung militärischer Identität durch „page and stage“ (3) nachgehen, eine Perspektivenweitung.

Der Band gliedert sich in drei Sektionen, „Models of Military Identity“, „Military Identities in Early Modern Ireland“ sowie „Staging Military Identities“, denen eine Einleitung aus der Feder M. Woodcocks vorangestellt ist. Diese betont neben der Wandelbarkeit militärischer Identitäten die strukturelle Interdependenz von militärischer Identität und Aspekten wie Konfession, Ehre, Männlichkeit oder Adligkeit und verweist auf die vielen verschiedenen Modi ihrer Konstruktion. Die Skizzierung des Forschungsstandes lässt allerdings erkennen, dass gerade hinsichtlich letztgenannter Themenfelder von der Adressierung „allgemeiner Forschungslücken“ (4) kaum die Rede sein kann, zumindest nicht über den engen Bezugsrahmen der Britischen Inseln hinaus. So werden durchaus vorhandene einschlägige Arbeiten jenseits der angelsächsischen Forschung (etwa im Bereich der Adelsforschung oder zum Thema Militär

und Religiosität), sofern diese nicht in englischer Übersetzung vorliegen, nicht rezipiert – ein Defizit, das sich durch weite Teile des Bandes zieht.

Sektion I eröffnet D. J. B. Trim mit einem Artikel zu kriegerisch-soldatischem Verhalten und der Repräsentation von Männlichkeitsidealen im England der späten Tudor- und frühen Stuartzeit. Auf der Basis von Leichenpredigten, Widmungen, Epitaphien sowie einiger literarischer Texte arbeitet er heraus, dass die zugrundeliegenden Ehrkonzepte nahezu identisch gewesen seien, das Zurschaustellen militärischer Leistungen und Tugenden also nur dann ehrmehrend wirken konnte, wenn diese unzweifelhaft männlich konnotiert waren. M. Woodcock nimmt die Rezeption von Julius Cäsars „Commentarii“ innerhalb des elisabethanischen Militärs und damit das Ideal des gebildeten, schriftstellerisch tätigen „soldier-author“ (62) in den Blick. Anhand einer textkritischen Analyse von Clement Edmondes' (1568–1622) „Observations upon Caesar's Commentaries“ erläutert er die Vorbildfunktion jener cäsarianischen Schriften, die gleichsam ein Programm zur Ausformung militärischer Identität bereitstellten. Eine weitere Brücke zur zeitgenössischen Literatur und Publizistik schlägt C. O'Mahony, der sich mit den Schriften des Klerikers und Scholaren Ralph Knevet (1600–1671) auseinandersetzt. Dessen rege Beschäftigung mit militärischen Fragen deutet er im Zusammenspiel mit chevaleresken Darstellungen des Schwedenkönigs Gustav Adolf als konfessionell motivierte Kritik an der Friedenspolitik Jakobs I. Von bürgerlich-konfessionellen hin zu adlig-familiären Spielarten militärischer Identität schwenkt der Band mit dem Beitrag P. Majors, der sich Thomas Fairfax (1560–1640) – Großvater des gleichnamigen Bürgerkriegsfeldherrn – zuwendet. Dessen Traktat „The Highway to Heidelberg“ erscheint als Reaktion auf den Verlust zweier Söhne, die bei der Verteidigung der Pfalz gegen spanische Truppen gefallen waren. Die idiosynkratische Konstruktion militärischer Identität basiere hier, wie Major darlegt, nicht nur auf traditioneller antspanischer Rhetorik und dem Ausweis calvinistischer Frömmigkeit, sondern auch auf einer Betonung gegenwärtiger wie vergangener militärischer Leistungen der eigenen Familie.

Aufmerken lässt der Beitrag A. Andreanis und A. Hadfields zu den Militärgeistlichen der elisabethanischen Armee, mit dem die auf Irland fokussierte Sektion II beginnt. Jüngst entdeckte Selbstzeugnisse und Predigtfragmente erhellen neben dem konfessionellen Selbstverständnis ihrer Autoren die große Bedeutung jener Kleriker für die kollektive Identität der durch sie betreuten Truppen. Ausnehmend defensiv gestaltete sich, wie R. Cuninghams Petitionen auswertend feststellt, die Ausformung einer dezidiert „altenglischen“ Identität der beim katholischen Bekenntnis verharrenden anglonormannischen stämmigen Eliten im Pale, die sich in steter Abwehrbereitschaft gegen gälisch-irische Kriegszüge zuvorderst militärisch definierten. In D. Edwards Aufsatz zu Thomas Butler (1531–1614), Earl of Ormond, und dessen lateinischem Gedicht „Ormonius“ finden diese Ergebnisse anhand eines weiteren Paradebeispiels adlig-familiärer Identitätspolitik Bestätigung. J. O'Neill legt eine revisionistische Untersuchung speziell der irischen Kriegführung unter dem Earl of Tyrone während des „Nine Years' War“ (1593–1603) vor, die zeigt, dass die „Militärische Revolution“ längst auch im gälischen Irland angekommen war, während altbekannte Narrative auf beiden Seiten der historiographischen Konstruktion militärischer Identität dienten. Letztere konnte auch in Form von Verwundungen sichtbar, ja regelrecht in den menschlichen Körper „eingeschrieben“ (217) werden. Durch Repräsentation in Bild und Schrift wurden Narben und Wunden zu einer Ressource innerhalb der vormodernen Ökonomie der Ehre umgemünzt, wie C. Tait anhand mehrerer Fallbeispiele im Nachgang der Kämpfe in Irland erörtert.

Figurationen des Soldatentums im zeitgenössischen Bühnenspiel behandeln in Sektion III die Beiträge von A. McKeown zum Stereotyp des prahlerischen „Braggart Soldier“ bei Shakespeare und A. Hiscock, der das ambivalente Verhältnis von Militär und Stadtbürgertum in den Dramen Thomas Middletons unter die Lupe nimmt. Die Chancen digitaler Methoden demonstrieren V. C. Pasupathi und B. Armintor mit ihrer linguistischen Untersuchung von Äußerungen und Beschreibungen des Soldatentums in verschiedenen elektronischen Korpora literarischer Texte der späten Tudor- und Stuartzeit (1580–1642). Auf dieser Grundlage entwickeln sie erste Skizzen zu einer „Grammatik militärischer Identität“ (279).

Die Kernfrage jedoch, nämlich was militärische Identität eigentlich ausmacht und wie diese von anderen Formen kollektiv-korporativer Identität abzugrenzen ist, vermag der Band, dem es insgesamt an methodisch-terminologischer Kohäsion fehlt, nicht zu beantworten. Was ist wann und wo in der Frühen Neuzeit „militärisch“? Wer gehört zur vielzitierten „profession of arms“ und wer nicht? Diese definitorischen Grundfragen werden im Vorfeld leider kaum reflektiert. Die Entscheidung, den Untersuchungsraum – trotz europaweiter militärischer Netzwerke und teils enger Austauschbeziehungen – auf Britannien zu beschränken, transregionale Forschungsansätze weitgehend zu ignorieren und sich stattdessen an einer in die Jahre gekommenen Debatte um die „Militärische Revolution“ zu orientieren, ist mithin eine verpasste Chance. Unabhängig davon liefert der Band zahlreiche neue Erkenntnisse gerade zum Selbstverständnis militärischer Eliten sowie zum breitgefächerten zeitgenössischen Diskurs über Militärwesen und Militärgesellschaft und vermittelt viele wertvolle Anregungen für künftige Forschungen.

Florian Schönfuß, Oxford

Henry Pier's *Continental Travels, 1595–1598*, hrsg. v. Brian Mac Cuarta SJ (Camden Fifth Series, 54), Cambridge [u. a.] 2018, Cambridge University Press, XIII u. 238 S. / Karten, £ 44,99.

Dieses nur in einer einzigen Handschrift überlieferte, in der Bodleian Library in Oxford vorhandene Manuskript wird hier erstmals in Form eines Buches veröffentlicht. Es führt uns in das Zeitalter der Gegenreformation, in eine Welt der Glaubensbekenntnisse und Konversionen, der Inquisition und Verfolgung. Dabei kreuzen sich Probleme der englisch-irischen Geschichte mit allgemeinen europäischen Tendenzen, vor allem der Wirksamkeit des Jesuitenordens. Der Verfasser dieser Quelle, Henry Pier, lebte von 1567 bis 1623. Er stammte aus einer der in Irland führenden protestantischen englischen Familien, die in Tristernagh im County Westmeath im zentralen Irland, im kolonialen Gebiet, aber jenseits des englischen Pale, in einem säkularisierten Augustinerkloster residierte. Henry Pier war schon 27 Jahre alt, verheiratet und mehrfacher Vater und in einem minderen Amt tätig („Seneschal“), als er plötzlich zusammen mit einem Gefährten aufbrach, um quer durch England und Deutschland nach Italien zu reisen, wo er in Rom zum katholischen Glauben konvertierte und sich von 1595 bis 1596 im englischen Kolleg der Jesuiten aufhielt. Freilich blieb er als Spross einer englischen Familie nicht unangefochten, wurde als Spion verdächtigt und musste sich auch der Inquisition stellen. Nach einem etwa zweijährigen Studium wurde er nicht etwa nach Hause, sondern nach Spanien entsandt. Er unternahm eine Wallfahrt nach Loreto, setzte mit dem Schiff von Genua nach Alicante über, lebte einige Zeit in Valladolid, besuchte Madrid und den neubauten Escorial, studierte ein halbes Jahr in Sevilla, wo er durch seine Verbindungen zu englischen Kaufleuten wiederum als Spion verfolgt wurde, bestieg in Cádiz ein Handelsschiff und landete schließlich in Howth in der Nähe von Dublin. Er kehrte nach dreieinhalbjähriger Abwesenheit zu seiner Familie nach